



Gottesdienst vom 18. September 2022
Predigt: Pastor Heiko von Kiedrowski
Youtube: https://youtu.be/8E_pc1nydDo

Es gibt Sätze und Redewendungen, die sind für mich untrennbar mit bestimmten Menschen verbunden. Manche lösen fast allergische Reaktionen aus, bei manchen muss ich schmunzeln und bei manchen wird mir warm ums Herz. Wenn meine Eltern meinen Brüdern und mir aus ihrer Kindheit erzählten, war das immer mit dem Satz verbunden: »Wir hatten ja nichts in der schlechten Zeit!« - egal, ob es um Benzin, Kleidung, oder Pralinen ging.

»Wir hatten ja nichts in der schlechten Zeit!« - je nach Tonlage und Anlass konnte der Satz eine andere Bedeutung haben: Es konnte heißen: Du trägst jetzt die Kleider deiner Brüder auf, auch wenn schon lange niemand mehr hautenge Rollkragenpullis trägt. Es konnte aber auch heißen: Stell dich nicht so an und iss deinen Teller leer, auch wenn es dir nicht schmeckt, denn: »Wir hatten ja nichts in der schlechten Zeit!«

Auch von meiner Großmutter gab es auch so einen Satz, der oft und gern zu Gehör gebracht wurde. Wenn meine Brüder oder ich unserer Großmutter irgendetwas erzählten, was wir erlebt hatten oder was wir uns vorgenommen hatten, dann kam früher oder später von ihr so sicher wie das Amen in der Kirche: »Ihr wisst ja nicht, wie gut ihr das habt.« Sie vermisste bei ihren drei halbwüchsigen Enkeln nämlich immer das richtige Maß an Dankbarkeit für die kleinen und großen Dinge. Manchmal hatte ich sogar das Gefühl, dass sie jedes Gespräch in die richtige Richtung zu lenken versuchte, um uns diese Weisheit mit auf den Weg zu geben: »Ihr wisst ja nicht, wie gut ihr das habt.«

Ich glaube, weder meine Eltern noch meine Großmutter sind bei uns auf so offene Ohren gestoßen, wie sie es sich vermutlich gewünscht hätten. Dabei gab es – zumindest aus ihrer Sicht – unglaublich viel, für das wir Geschwister dankbar sein sollten: Wir hatten genug zu essen, wir hatten ein Dach über dem Kopf, wir hatten Eltern, die uns gefördert haben. Wir konnten zur Schule gehen, wir konnten ein Instrument lernen und Musik machen und wir konnten unsere Meinung sagen.

Wenn ich heute aufzähle, was meiner Großmutter vermutlich bei ihrem Satz alles durch den Kopf ging, dann denke ich: Eigentlich hatte sie recht. Denn praktisch nichts von dem, was für mich damals ganz selbstverständlich war, steht für alle Kinder auf der Welt einfach so zur Verfügung: Jedes zehnte Kind leidet unter chronischem Hunger, das heißt, dass es vermutlich sein Leben lang nie genug Nahrung bekommt. Ungefähr der gleiche Anteil von Kindern zwischen 6 und 11 Jahren kann nicht zur Schule gehen. Ganz unterschiedliche Gründe gibt es dafür: Vielleicht gibt es in ihrem

Land zu wenig Schulen, vielleicht sind sie auf der Flucht oder vielleicht müssen sie als billige Arbeitskräfte helfen, ihre Familie irgendwie über Wasser zu halten.

Solche Statistiken und Zahlen höre ich immer mal wieder in den Medien. Aber wenn ich sie mir mit dem Blick auf mein eigenes Leben, meine eigenen Möglichkeiten vor Augen führe, fühlen sie sich plötzlich schrecklich dicht an. Wie hätte mein Leben ausgesehen, wenn ich ein paar Tausend Kilometer weiter südlich oder östlich geboren worden wäre? Wenn mir vieles von dem, was mein Leben reicher macht – Musik oder Bücher oder Kunst – überhaupt nicht zugänglich gewesen wäre? Oder wenn es für mich ohne jede Bedeutung geblieben wäre, weil ich viel zu sehr damit beschäftigt wäre, überhaupt etwas zu essen zu bekommen?

»Ihr wisst ja nicht, wie gut ihr das habt.« Ich weiß: Hunger habe ich in meinem Leben nie wirklich erlebt. Ich bin in einem privilegierten Land aufgewachsen, in dem seit fast achtzig Jahren Frieden herrscht. Ich habe unendliche Möglichkeiten gehabt zu lernen und meine Fähigkeiten und Gaben auszuprobieren und zu entwickeln.

Als 1946 die Weltgesundheitsorganisation »WHO« gegründet wurde, versuchten die Mütter und Väter ihrer Verfassung zu definieren, was eigentlich das Thema ihrer Organisation genau ist. Sie hielten für sich fest: »Die Gesundheit ist ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens und nicht nur das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen.«

Mich beeindruckt diese Definition aus zwei Gründen: zum Einen ist sie sehr umfassend. Sie steht über jeder politischen oder geschichtlichen Moment-Aufnahme. Aber auch über allen Fitness-Moden, weil sie den ganzen Menschen in den Blick nimmt. Für die WHO ist seit ihrem Bestehen klar: Jede Verletzung der Menschenrechte birgt auch die Gefahr für unsere Gesundheit in sich. Das Recht auf Leben oder auf Freiheit, auf soziale Sicherheit oder Bildung muss geschützt werden, weil jede Verletzung dieser Rechte die Menschen krank machen kann.

»Ihr wisst ja nicht, wie gut ihr das habt«: In diesem Satz meiner Großmutter schwingt eben auch manches mit, das mir das Leben schwer gemacht hat: die Scham dafür, dass ich kaum etwas dafür getan habe, dass es mir gut geht. Und der Vorwurf, für alles in meinem Leben nicht dankbar genug zu sein. Wer mit solchen versteckten Botschaften zu kämpfen hat, dem fällt es recht schwer, die Definition von Gesundheit der WHO sich anzueignen. Aber sie geht einen anderen Weg – ohne versteckten Vorwurf, ohne Scham oder Unterstellung. Denn was es heißt, krank zu sein – das erfahren wir alle in unserem Leben immer mal wieder, ob wir wollen oder nicht: von der kleinen Erkältung bis zur schweren gesundheitlichen Beeinträchtigung. Aber wie fühlt es sich an, gesund zu sein? Was brauche ich, damit ich mich uneingeschränkt wohl fühle – in meinem Körper, in meinen Gedanken und Gefühlen, in meinen Lebensumständen? Für meine Umwelt kann ich mir die Frage auch stellen: Ich sehe die Menschen auf der Welt, die hungern, die Kinder, die nicht zur Schule gehen können, die Flüchtlinge, die auf dem Mittelmeer ihr Leben riskieren: Ihre Not bedrückt mich und es geht mir nicht gut damit.



Die Beschreibung der WHO, was es heißt, gesund zu sein, hilft mir zu erkennen: Mit allem, was ich für das Wohlergehen dieser Menschen leiste, tue ich auch etwas für mein eigenes Wohlergehen. Und zwar nicht, weil es mir so unendlich viel besser geht und ich ein schlechtes Gewissen habe. Sondern weil mit diesem anderen Blick das Leid der Welt nicht nur irgendwo in einem fernen Winkel der Welt wohnt, sondern auch mein eigenes Leid ist.

Voll Freude werdet ihr Wasser schöpfen
aus den Quellen, aus denen die Rettung strömt.
Zu der Zeit werdet ihr sagen:
Dankt dem Herrn, verkündet seinen Namen!
Macht unter den Völkern bekannt,
was er getan hat.

Als der Prophet Jesaja dieses Lied aufgeschrieben hat, das wir vorhin in diesem Gottesdienst gehört haben, da war die Welt nicht gesunder als sie heute ist. Trotzdem singt Jesaja ein Lied voller Hoffnung. Er singt ein Lied gegen das Leid, das bis heute kein Ende gefunden hat. Er singt, weil er den Mut nicht sinken lässt, sondern weil er von einer besseren Welt träumt, in der es sich zu leben lohnt. Und er beschreibt für sich und für uns ein Ziel, das jede Anstrengung wert ist.

»Ihr wisst ja nicht, wie gut ihr das habt«: Nein, das weiß ich wahrscheinlich bis heute nicht in letzter Konsequenz. Aber ich weiß: Unsere Welt kann nur gesund werden, wenn wir uns alle darum bemühen, wenn wir uns – jeder nach seiner Kraft und seinen Möglichkeiten – dafür einsetzen, dass das Leid geheilt wird. Nicht aus Neid oder aus schlechtem Gewissen, sondern aus Dankbarkeit für alles, was gelingt.

Amen.

Wo sind wir zu finden?

Social Wall mit Fotos und Fürbitten: <http://www.liveline.info>
Hintergrundinformationen und Kontakt: <https://www.kirche-ll.de/liveline>
Facebook: <https://www.facebook.com/livelinegottesdienst>
Instagram: <https://instagram.com/livelinegottesdienst>
WhatsApp: +49 1573 3653997
Mail: kontakt@liveline.info
Telefon: +49 451 61127344

Schon unseren Newsletter abonniert?

=====
<https://static.liveline.info/newsletter/>

Möchten Sie uns unterstützen?

=====
Wir freuen uns über Unterstützung - die können wir nämlich gut gebrauchen.
Am einfachsten geht es über PayPal <https://paypal.me/livelinegottesdienst>
oder über das Spendenkonto der Kirchengemeinde in St. Jürgen
IBAN: DE26 2305 0101 0030 0140 70 | BIC: NOLADE21SPL

